

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

lichen Eltern liessen, zum Andenken an das unglückliche Wesen, oberhalb des Fensters, wo es so lange vertrauensvoll gesessen, gearbeitet und vergebens die Rückkehr des Ritters de Castel Bretonneux abgewartet hatte, die Worte « keine Hoffnung mehr! » in das Fenstersims einmeisseln, wo man sie heute noch lesen kann.

— Auch ich — fuhr Marinette weiter — würde das Gleiche tun, wenn du einmal fortgehen und nicht mehr zurückkommen solltest; nun weisst du Bescheid, Joachim. Und zwar werde ich ohne meine bescheidene Aussteuer geben, die meinen Bräutigam nie bereichern wird; du kennst ihn ja, und ich weiss, dass auch er mich liebt. . .

Gerührt wischte der junge Soldat die Tränen ab, die auf die rosigen Wangen seiner Cousine perlten.

Unsere Heirat! Davon sprechen wir später, erwiderte Joachim, um das Mädchen zu trösten; denn obwohl er Zuneigung zu ihm hatte, so war der Drang nach Abenteuern dennoch stärker. Heiraten! Ich glaube nicht, dass der Moment geeignet sei, denn es ist wohl möglich, dass « das Vaterland », wie sie sagen, mich rufe, um es zu verteidigen. Aber du wirst mich wiedersehen, Marinette, und wer weiss, vielleicht mit goldenen Epauletten. Denn es fehlen jetzt schon viele Offiziere; der Baron de Corn hat mir versichert, dass man sie jetzt unter den Soldaten wählen werde und ich fühle in mir den nötigen Stoff, um einen tüchtigen Offizier zu geben!

*
**

Oktober 1805. Keiner der alten Edelleute, der alten Offiziere des Königs, die im Sommer so gerne unter der Laube der Wirtschaft plauderten und dem ausgezeichneten Wein von Cahors zusprachen, ist mehr im Lande.

Vierzehn Jahre sind verstrichen seit den Begebenheiten, die wir auf den

vorangehenden Seiten erzählten; aber ganz Frankreich ist durch die mächtigen Ereignisse, die sich zugetragen haben, erschüttert worden.

Von den ehemaligen Adeligen der guten alten Zeit hat die Revolution einen guten Teil um einen Kopf kürzer gemacht, sie hat die anderen zerstreut, ihre Güter verkauft, ihre prächtigen Schlösser verwüstet, ja manchmal dem Boden gleichgemacht.

Die zehn Jahrhunderte alte Monarchie ist am 10. August 1792 verschwunden. Am 22. September ist, inmitten der allgemeinen Begeisterung, die Republik ausgerufen worden. Und nach einigen Jahren hat die Nation einen siegreichen Soldaten erkoren, um aus ihm einen Kaiser, den grössten aller, zu machen.

Im Jahre 1805, nach einigen friedlichen Jahren, hat Napoléon das Lager von Boulogne aufgehoben, von wo aus er England bedrohte, um sich gegen die Verbündeten Englands, gegen die Austro-Russen zu wenden, die in Bayern eingedrungen sind. Im September hat er den Rhein an der Spitze seiner grossen Armee überschritten und ist dem grossen Kurfürsten zu Hilfe geeilt.

Am 19. Oktober, nach einer Reihe erfolgreicher Gefechte, wo sich unter allen Ney « der Tapferste der Tapfern » und Murat, der Generalkommandant der Kavallerie, ausgezeichnet haben, hat der Feldmarschall Mack in Ulm kapituliert; seine ganze Armee, mit samt der Bagage, hat sich ergeben. Unendliche Gefangenenskolonnen sind auf das jubelnde Strassburg geschickt worden, auf Strassburg, das sich bereits von den Schreckenszeiten, unter denen es während der Revolution gelitten hat, erholt und nunmehr sich wieder bereicherte, denn seit Wochen ist « die gute Stadt », wie man sie wieder nennt, voller Truppen, die kommen und gehen, voller Generäle, Marschälle, Prinzen, vom rechten

Rheinufer, voller Markgrafen, Herzöge, Grossherzöge, ja sogar Könige. Mit ihrem besten Gefolge begeben sie sich nach Paris zum allmächtigen Kaiser der Franzosen, um ihm zu huldigen; unterwegs geben die Glücklichen der Erde ohne zu zählen aus. Die Wirte, Gastwirte, Kaufleute, Händler aller Art, bereichern sich rasch. Die Landwirte wandeln die teuer verkauften Produkte in funkelneue « Napoléons » um. In Strassburg ist das « Hotel zum Roten Haus » ständig vollbesetzt. Man kneipt und zecht von morgens bis abends und vom Abend zum frühen Morgen.

Im September 1805 haben die Bacchantenfeste begonnen und sie werden ununterbrochen während 8 Jahren dauern, während welchen im begeisterten Elsass gesungen wird:

« Unser Gott hat einen Sohn,
Und dieser heisst Napoleon. »

Nun kommen wir wieder auf unsere Geschichte zurück: Wir sind 14 Jahre über 1791 hinaus, weit von Saint-Céré, in München, am 22. Oktober 1805; es ist Dienstag, ein Wochentag; dennoch ist es ein Feiertag, denn die ganze Bevölkerung in ihren Sonntagskleidern, drängt sich in der Maximilianstrasse, der breitesten Verkehrsstrasse der Stadt, die zum Palast des Kurfürsten führt. Von den Oesterreichern vertrieben, ist er soeben, nach deren Flucht, zurückgekehrt; seine Untertanen sind glücklich, denn sie lieben ihn wie einen Vater. Aber warum dieser Andrang?

— Was ist denn los? Man erwartet die Ankunft des Schwagers von Napoleon, einen Feldmarschall, der die ganze Kavallerie — 200 Schwadronen — befehligt: Husaren, Jäger, Dragoner und wie sie alle heissen...

Er soll heute noch seinen feierlichen Einzug an der Spitze der Division Nansouty halten, die aus 6 stahlgepanzerten Regimentern besteht: aus 2 Karabiniers, 4 Kürassieren, einem

mächtigen Rechen gleich, der die letzten « Kaiserliche » zerstreut hat. In München liest man die Freude auf den Gesichtern der ganzen Bevölkerung. Die bayerische Garde bildet Spalier auf beiden Strassenseiten: Infanterie mit weissen Lederhosen und schwarzen Gamaschen, kurzem blauem Waffenrock, mit elfenbeinfarbenen Tressen besetzt; schwarzes Lederzeug ist über die Brust gekreuzt; der Lederhelm hat eine mächtige, schwarze Raupe und purpurne Federbusch.

Trommelwirbeln verkündet das Herannahen der Franzosen. Die Vorposten passieren bereits den Triumphbogen, der am Anfang der Maximilianstrasse errichtet worden ist und woselbst der Bürgermeister eine Ansprache an den Feldmarschall richten wird. Jetzt werden Kanonenschüsse abgefeuert! Dies bedeutet das Ende der Ansprachen und schon hört man von weitem die lustigen Klänge der französischen Kavalleriefanfaren.

Da kommen die Vorposten: Nein keine Vorposten, denn in dieser befreundeten Stadt sind solche unnötig, wohl aber die dichtgeschlossenen Trompeter der sechs Regimenter; sie tragen keinen Kurass, um besser in ihre Instrumente blasen zu können; aber dennoch nehmen sie sich grossartig aus unter ihrer bunten Uniform; der Stahlhelm ist mit Pelz, dem Elite-Abzeichen geziert; der vergoldete Helmkamm ist mit einem purpurroten Federbusch geziert, von welchem der dicke Helmschweif herabhängt.

An der Spitze reiten die sechs Stabs-trompeter, vor den spielenden Schwadronen, die in zwölf Reihen, je zwei für ein Regiment, jede mit verschiedenen Farben vorbeiziehen; zum Schlusse die Paukenschläger, in orientalischer Tracht, mit Turban und Helmbusch, die auf die rechts und links hängenden Instrumente, die grossen Marktkörben gleichen, schlagen. Mit gezogenem Säbel folgt dann die

Ehrensquadron: einhundertundzwanzig Mann des ersten Karabinerregiments. Dann ein grösserer Zwischenraum; jetzt ein einzelner, prachtvoller Kavallerist auf einem wunderbaren Vollblüter, mit prunkender Uniform, das Grosskreuz der Ehrenlegion um den Hals. Das Volk schaut neugierig auf den majestätischen Soldaten und klatscht Beifall:

— Er ist's! Der Feldmarschall, Schwager des Kaisers; er soll aus dem Volke hervorgegangen sein und nur durch seine Tapferkeit und seine Heldentaten es soweit gebracht haben. Unwillkürlich denkt man an einen Helden Homers. Es ist Achilleus, nein eher der Kriegsgott Mars selbst, an den die Statur, das kriegerische Aussehen des wackeren Marschalls erinnert, dessen Gesicht von einem braunen Backenbart umrahmt ist, der die Fortsetzung des üppigen gelockten Haares bildet. Welch' strammer Kerl! Wahrhaftig, die Verkörperung des Kriegsgottes; zwanzig Schritte hinter ihm ein glänzender Stab.

Das Volk stösst lebhafte Beifallsrufe zu Ehren des Helden aus, in welchem die Münchener den Befreier des bayrischen Bodens erblicken, den mächtigen Anführer dieser unbezwingbaren Kavallerie, die die Vorposten der « grossen Armee » bildet, die ihnen ihren Prinz zurückgegeben hat.

Unsäglicher Jubel entströmt allen Zuschauern, ja sogar in französischer Sprache wird dem stolzen Soldaten zugerufen: es sind dies die zwar nicht besonders begeisterten Stimmen französischer Auswanderer, die dennoch herbeigeeilt sind, um dem Triumphzug ihres Landsmannes beizuwohnen, der für sie die siegreiche Republik darstellt, die jetzt unter dem kaiserlichen Szepter, Europa bezwungen hat.

In einer Gruppe befinden sich zwei grosse, schlanke Männer, deren Anzüge recht abgetragen und ihre vornehmen Gesichter sehr abgemagert

sind; die gewaltige Kolonne ist etwas ins Stocken gekommen und jetzt hält eben der Marschall in Höhe der beiden.

— Ja! ja! er ist's! Es ist Joachim! flüstert der eine dem andern ins Ohr! Da wird in ihnen das Andenken an frühere, glücklichere Tage wach, die Zeit, als sie ebenfalls französische Offiziere waren, und aus Leibeskräften rufen sie: « Vive le Maréchal! Vive Murat! »

Der Marschall hat die in seinem Heimatsakzent ausgerufenen Worte deutlich vernommen; er dreht sich um, richtet seine feurigen Augen auf die beiden Männer, die der Schwager des Kaisers seinerseits auch sofort wieder erkannt hat; er lenkt seinen prächtigen Vollblüter in ihre Richtung und freudig ruft er ihnen zu:

— Was sehe ich? Sie hier, meine Herren, ich habe Sie sofort wiedererkannt. Sie sind die beiden Brüder de Corn; es freut mich sehr, Sie hier zu treffen, nachdem wir uns vor fünfzehn Jahren getrennt haben. Ich habe oft an Sie gedacht und frug mich, was wohl aus ihnen geworden ist. Ich, meinerseits, habe Ihren Ratschlag befolgt und, wie Sie sehen, ist es mir ziemlich gut gelungen.

Und er beugt sich über den Hals des ungeduldigen Pferdes, streckt ihnen die Hand hin, die sie lange drücken, immer noch erstaunt und sich fragend, ob sie nicht etwa träumen.

Aber schon setzten sich die Kavalleristen in Bewegung; nochmals ein herzlicher Händedruck:

— Meine Herren, machen Sie mir das Vergnügen und kommen Sie zu mir heute zum Abendessen in mein Generalquartier im Schlosse des Kurfürsten. Ich freue mich jetzt schon, mit Ihnen von der Heimat sprechen zu können und ihnen nützlich zu sein. — Mit « militärischer Pünktlichkeit » erschienen die beiden Auswanderer bei ihrem hohen Gastgeber.

Joachim war immer offen und einfach geblieben; er empfing mit ausserordentlicher Herzlichkeit die beiden armen ehemaligen Offiziere, erkundigte sich nach ihren Erlebnissen, nach ihrem Schicksal, das dasselbe so mancher Emigranten war, die auf den Notbehelf der « Heimatlosen » angewiesen waren, um sich durchzuschlagen; mancher Schlossherr, mancher ehemaliger Offizier des Königs ward zum Fechtmeister, zum Tanz- und Anstandslehrer; ein anderer wurde Musiker, Confiseur usw. Murat liess jedem hundert « Napoleons » auszahlen, als Darlehen, unter Kameraden, musste er hinzufügen, um sie zur Annahme zu bewegen.

Dann versprach er ihnen, dass er sie unverzüglich von der Emigrantenliste streichen lassen werde, und bat den französischen Geschäftsträger in München, ehestens zwei Pässe für sie auszustellen.

— Ich werde das Nötige betreffs Ihrer beschlagnahmten Güter machen, wenigstens für jene, die bisher noch den Ausbeutern entgangen sind; damit meinte er die Bande, die zu Spottpreisen die « biens nationaux » erwarben.

Murat hielt tatsächlich alle seine Versprechen: mehr noch! Er liess die beiden Brüder wieder in die Armee aufnehmen und entzog ihnen nie seinen Schutz, sodass der eine als Oberst in Spanien, der andere als General während des Rückzuges aus Russland endigte. Der König von Neapel hatte, wie man sieht, die beiden Emigranten nicht vergessen, die er in Saint-Céré bedient und deren Pferde er gepflegt hatte. Auch Marinette hatte er nicht vergessen, denn bevor die beiden Brüder München verliessen, bat er sie, seine Cousine herzlich zu grüssen, da sie ihm sagten, sie wollten in Quercy vorbei.

— Sie werden sie in Cahors als Oberin des Ursulinenklosters finden. Meine Verheiratung mit der Schwester des Kaisers hat dem armen Mädchen viel Kummer bereitet. Das ist es, was sie bewogen hat, ins Kloster zu gehen. Was wollen Sie, meine Herren... die Politik! Bin doch ich selbst beinahe Priester geworden. Nun ist sie im Kloster, was doch entschieden besser ist, als ein Sprung ins Jenseits, wie es das schöne Schlossfräulein de Montal getan hatte.

HENRY D'ESTRE.

Regionales.

Die Vogesen-Durchbrüche.

Der erste Vogesendurchstich wurde gelegentlich des Baues der Eisenbahnlinie Paris—Strasbourg in den Jahren 1851—1852 verwirklicht und war im Programm der ersten grossen französischen Bahnbauten vorgesehen.

Der grosse 2778 Meter lange Tunnel, der in 270 m Höhe den Vogesenkamm durchdringt, welcher Saar und Rheinbecken von einander trennt, mündet im Zornthal, woselbst, trotz der Enge, die Bahn, der Rhein-Marne-Kanal (der übrigens die Bahn im Arzweilertunnel kreuzt), der schäumende Bach und die Landstrasse

ein recht stimmungsvolles Bild bieten. Durch fünf Tunnels windet sich der Schienenstrang an den grünen Vogesenhängen entlang und gewährt dem Reisenden eine herrliche Landschaft von Tannenwäldern, die hier und dort von alten Burgruinen überragt und rosigen Sandsteinbrüchen unterbrochen sind, welche dem ganzen Bilde einen harmonischen Eindruck verleihen.

Diese Strecke mit ihren zahlreichen technischen Anlagen hat es erlaubt, die elsässische Ebene und dann in Strasbourg den Anschluss nach Basel zu erreichen, deren Linie seit 1841 in Betrieb ist.

Der zweite Vogesendurchstich, der am 14. Juni 1861 als « gemeinnützig » erklärt wurde, sollte, durch Verbindung der Linie Strassburg—Niederbronn mit derjenigen von Metz nach Diedenhofen eine Verbindungslinie zwischen den Festungen in Ostfrankreich erzielen.

Der dritte Vogesendurchbruch war, bereits 1833, in ziemlich origineller Form vorgesehen worden :

Am 16. Dezember 1833 und am 29. Januar 1834 hatte H. Bazaine, ingénieur des ponts et chaussées in Altkirch, der « Société Industrielle de Mulhouse » einen Entwurf für ein Eisenbahnprojekt von Strassburg nach Saarbrücken vorgelegt. Die Eröffnung des Kanals zwischen Illzach und Strassburg, die 1833 stattfand, hatte es ermöglicht, die Saarkohlen billiger nach Mülhausen zu liefern, die bis Strassburg per Bahn kamen, während ihr Transport sie ehemed weniger begünstigte als die Kohlen der Loire und von Ronchamp. Dieser Preis betrug 1 Fr. 651/2 pro Zentner und 50 kg für Strassburg und 2 Fr. 08 für Mülhausen.

M. Bazaine glaubte, dass durch den Bau einer Eisenbahnlinie, die Strassburg mit Saarbrücken (via Bischweiler, Ingweiler, Diemeringen, Saargemünd) verband, eine Preisherabsetzung erzielt werden könnte: auf diese Weise würde man die Saarkohlen zu 27 Sous absetzen, die mit einer Geschwindigkeit von 30 km pro Stunde ankamen.

Die nachgesuchte Konzession wurde im Februar 1838 durch den Direktor des ponts et chaussées abgelehnt, der den Bau des Rhein-Marne-Kanals vorzog.

Der dritte Vogesendurchbruch wurde viel später, am 1. Mai 1895, feierlich eröffnet.

Der Vogesendurchbruch zwischen den beiden Linien Paris—Strassburg und Paris—Mülhausen, die bereits 1857—1858 eröffnet wurde, war bereits 1860 von einem Kolmarer Komitee verlangt, das die Verwirklichung des Projektes Kolmar—Gérardmer in die Hand nahm. Unter dem Vorsitz des H. Fritz Hartmann wurde alsdann eine Studie über den Bahnbau einer Linie vom Rhein bis Chaumont, mit direkter Verbindung Paris—Wien, veröffentlicht, die den Arbeitsminister bewog. 1861. H. Muntz, ingénieur en chef

du département du Haut-Rhin, mit der Ausarbeitung des Projektes des Vogesendurchbruchs durchs Münstertal zu beauftragen; diese Studie war 1862 beendet und wurde dann dem Generalrat des Haut-Rhin vorgelegt.

In der Zwischenzeit hatte sich ebenfalls in Mülhausen ein Komitee gebildet, das ein Verbindungsprojekt Thann—Remiremont ausarbeitete; im Jahre 1864 nahm der Generalrat der Vosges die Lösung Remiremont—Wesserling an und um dieselbe Zeit entwarf ein Markkircher Komitee ein Projekt betr. einer Verbindung mit St-Dié.

Im Jahre 1867 ernannte die Regierung eine Kommission, genannt « Commission d'enquête du Haut-Rhin sur la percée des Vosges », unter dem Vorsitz des Herrn Lefebvre, député du corps législatif, der acht Projekte unterbreitet wurden, worunter dasjenige von Epinal—Remiremont nach Colmar und Mülhausen via Bramont, das die Interessen von Mülhausen und Colmar wahren sollte und daher einstimmig angenommen wurde.

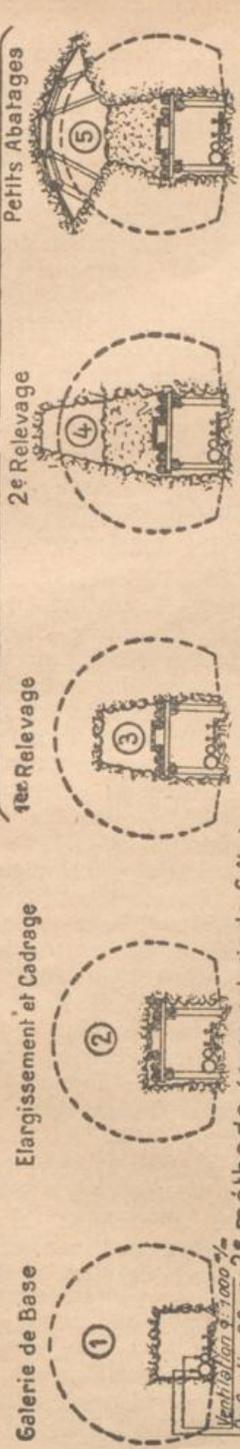
Der Berichterstatter über die zwischen dem Staat und der Ostbahn abgeschlossenen Konvention schloss seinen Bericht (1868) mit der Folgerung: dass die Konzession einer neuen Bahnlinie eventuell zu erteilen sei unter der allgemeinen Bezeichnung Bahnlinie von Remiremont nach der Strecke Colmar—Mülhausen, welche somit der Regierung freie Wahl liesse zwischen den verschiedenen Projekten, die von Remiremont abgehend eine Verbindung mit der Linie Colmar—Mülhausen oder vielmehr mit den Verzweigungen dieser Linie bezweckten. Diese Verzweigungen sind jene von Wesserling nach Mülhausen, von Gebweiler nach Belfort und von Munster nach Colmar.

Er empfahl der Regierung die Prüfung des Projektes St-Dié—Schlettstadt via Markkirch oder Weilertal unter gleichzeitiger Verlängerung der Linie Epinal—Laveline bis St-Dié.

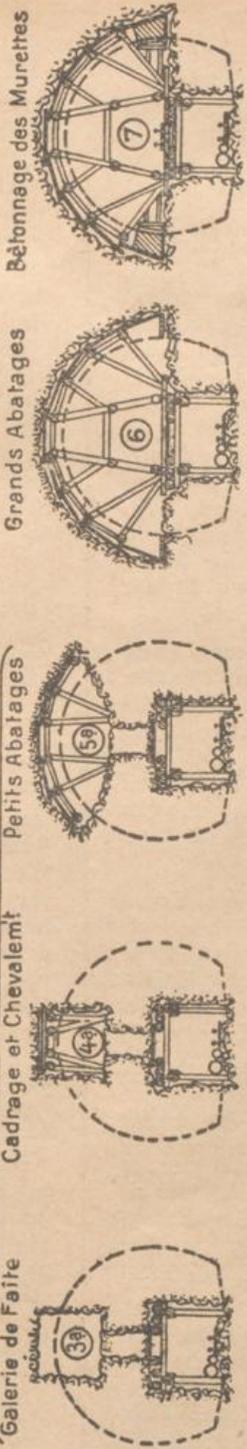
Die Konzession des Projektes Bus-sang—Kruth—Wesserling wurde der Ostbahn durch Dekret vom 3. August 1870 erteilt.

Mode d'exécution du profil du souterrain (déblais et maçonneries)

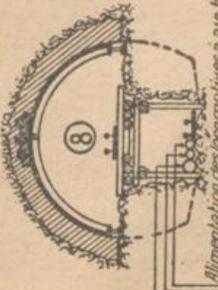
1^{ère} méthode (avec relevages)



2^e méthode (avec galerie de faïte)



Cintrage et Maçonnerie de la Voûte



Exécution des Piedroits en Quinconce

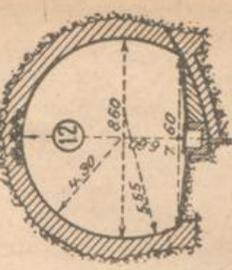


Alimentation des locaux situés sur H.P. 0.40 m
Perforation B.P. 120 m³/min
Ventilation 0.1000 m³/min

b) Bétonnage des piedroits (côté gauche)

c) Abatage du stross et bétonnage des piedroits (côté droit)

Souterrain terminé



Die Trennung des Elsasses von Frankreich verschob die Ausführung des Projektes und, momentan wenigstens, sprach man nicht mehr vom Interesse, welches Industrie und Handels-Organen auf beiden Seiten der Vogesen für dessen Durchführung bekundet hatten.

Im Jahre 1901 beantragte die *Chambre consultative des Arts et Manufactures de St-Dié*, der sich auch der Gemeinderat anschloss, den Bau einer Bahnlinie St-Dié—Markirch; im folgenden Jahre wandte sich die Stadtverwaltung von St-Dié diesbezüglich an den Reichstag. Einige Jahre später ersuchte die *Société industrielle de Mulhouse* um Genehmigung des Projektes Kruth—Bussang, gelegentlich der Simplon-, Loetschberg und Weissenstein-Tunnel, welche den französisch-schweizerischen Verkehr, der die Strecke Mülhauen—Basel benützt, gefährdete.

Die Gründung (1908) eines deutsch-französischen Handels-Komitees unter dem Vorsitz des Herrn Pierre Baudin, ehemaliger Minister, Sénateur des *Départements de l'Ain*, auf französischer Seite, und Stadtrat Heinrich Fleick, Präsident des Handelsvertragsvereins in Berlin, auf deutscher Seite, rief abermals diesseits und jenseits der Vogesen das Interesse für diese Projekte wach.

Eine Generalversammlung dieses Komitees, der zahlreiche elsässische Delegierte beiwohnten (H. Jacques Preiss, Abbé Wetterlé, Blumenthal, Gæthel, Koenig, Kiener, Weibel, ferner Abgeordnete, Gemeindevertreter, industrielle Gesellschaften, Handelskammern, fand am 22. Oktober 1909 in Paris statt und genehmigte die Unterbreitung des gesamten Aktenmaterials, d. h. von neun Projekten, an die deutsche und französische Regierung und gab der Hoffnung Ausdruck, dass sie sich für die Wahl des einen oder des andern entscheiden möchten.

Zur selben Zeit verlangte, auf französischer Seite, der *Conseil général de Belfort* und die *Chambre consultative* von Remiremont einen Tunnel durch den *Ballon d'Alsace*, gelegentlich der Unterzeichnung in Bern des französisch-schweizerischen Abkommens über die Simplonbahnen. Die Rückkehr des El-

sasses zu Frankreich verwirklichte dieses Projekt.

Bereits beim Waffenstillstand wurde die Frage des Vogesendurchbruchs ange-regt, wobei mehrere Projekte wieder zur Sprache kamen.

Am 29. September 1919 wurde die Linie St-Maurice—Wesserling durch eine Verordnung des *Commissaire général de la République* in Strassburg als gemeinnützig erklärt; das Gesetz vom 28. März 1920 beschloss den Bau der Linie St-Dié—Saales und am 19. Juli 1922 endlich befürwortete der *Conseil supérieur des Chemins de fer* den Bau der beiden Linien Cornimont—Metzeral und St-Dié—Markirch, die am 18. VII. 1929 als gemeinnützig erklärt wurden.

Die Linie St-Dié—Saales.

Erwähnen wir kurz, dass die Strecke Strassburg—Mutzig, die den ersten Teil der Linie Strassburg—St-Dié bildete, am 15. Dezember 1864 dem Verkehr übergeben wurde. Wir verdanken diesen Bau der Anregung des *Conseil général du Bas-Rhin*, H. Migneret, *Préfet des Bas-Rhin*, und H. Coumes, dem damaligen *ingénieur en chef des ponts et chaussées*. Sie verlangten (1860), dass die Mittel, die das Gesetz vom 21. Mai 1836 zur Anlage von Vizinalstrassen genehmigte, zum Bau der Eisenbahnstrecken Strassburg—Barr—Mutzig—Wasselnheim und Hagenau—Niederbronn verwendet würden. Ein Gesetz vom 16. Juni 1859 hatte übrigens eine ausserordentliche Besteuerung erlaubt, die zur Anlegung der als « *lignes vicinales de grande communication* » bezeichneten Wege dienen sollte und die, gegebenenfalls, späterhin als Nebenbahnen umgebaut werden sollten.

Die auf diese Weise erzielten günstigen Resultate, sollten den öffentlichen Behörden die Möglichkeit beweisen, billige Bahnstrecken zu bauen, deren definitives Statut durch das Gesetz über die Lokalbahnen vom 12. Juli 1865 festgelegt wurde; diese « *Chemins vicinaux d'Alsace* » kamen auf weniger als 117.300 Fr. pro km Wagenmaterial einbegriffen.

Der Bau der Strecke Mutzig—Schirmeck wurde durch französisches Dekret vom 27. April 1870 genehmigt und dann durch

deutsches Dekret vom 24. Februar 1874 bis Rothau verlängert; die Linie ist am 15. Oktober 1877 dem Verkehr übergeben worden.

Auf Drängen der umliegenden Ortschaften wurde die Linie bis Saales als Sekundärbahn angelegt, welche beinahe auf der ganzen Strecke die Strasse entlang fährt; sie ist am 1. Oktober 1890 eröffnet worden.

Die Linie Saales—St-Dié, welche den Strassburger Hafen direkt mit der Industriegegend jenseits der Vogesen, zwischen Baccarat und Bussang verbindet, erleichterte wesentlich den Verkehr, verkürzte um 40 km die Entfernung Strassburg—Epinal; es war somit unmöglich, die alte Strecke Rothau—Saales beizubehalten. Durch Gesetz vom 28. März 1920 wurde der Bau einer zweigleisigen Bahnstrecke beschlossen, die als Hauptverkehrsader Verwendung finden sollte (das Max.-Gefäll sollte 16 m/m nicht übersteigen; der Minimal-Krümmungsradius war auf 300 m festgesetzt. Die ganze Anlegung der Linie Strassburg—Saales ging zu Lasten der elsass-lothringischen Bahnen, die vorerst die Geleiseverdoppelung bis Lingolsheim und die komplizierten Bauanlagen an der «Breuschbrücke» vornehmen mussten; dann erfolgte die Fertigstellung der bereits im Weltkrieg von den Deutschen begonnenen Gleisverdoppelung bis Molsheim; es folgte die Gleisverdoppelung von Molsheim bis Rothau, die Erweiterung des Bahnhofs Schirmeck und endlich die Fertigstellung der Strecke Rothau—Saales.

Der Bau der Strecke Saales—St-Dié war der Ostbahn übertragen.

Die zwischen Rothau und St-Dié ausgeführten Arbeiten überstiegen 150 Millionen Franken (2.400.000 cbm Unterbauten, 107 km Schienen, Ballast 160 000 cbm, 226 Hoch- und Kunstbauten), worunter namentlich das 206 m lange unterirdische Gewölbe kurz hinter Rothau.

Dasselbe wurde an seinen zwei äussersten Enden gleichzeitig durch einen Firststollen begonnen; die Wölbung konnte nur stückweise betoniert werden nach vorheriger Ausweitung der Seitenteile; schliesslich wurden der Sohlenstollen, die Ausweitung des ihn mit dem Firststollen verbindenden Teils, die Erweiterung des

Sohlenstollens bis zum definitiven Profil und die Betonierung der Pfeiler ausgeführt.

Wie bei ähnlichen Arbeiten im Felsgelände musste der Durchbruch durch Sprengung vorgenommen werden, wobei ca. 24.000 Minen gelegt und 14.000 cbm Geröll abgetragen wurden.

Da ständig ziemlich viel Wasser durchsickerte, musste mittelst Pumpen Zement in die vorher gemesselten Löcher injiziert werden, je fünf Löcher auf einem Wölbungskreis, unter einem Druck von 5 kg, wobei der Abstand der Injektionskreise 1 m 50 oder 5 m betrug, je nachdem das unterirdische Gewölbe mit einer Schicht trockener Steine bedeckt war oder nicht. Die Herstellungskosten dieses Gewölbes beliefen sich infolge der technischen Schwierigkeiten auf 4500 Fr. pro Meter.

Der Viadukt von Fouday (205 m Länge, ca. 17 m Höhe über der Breusch) besteht aus 9 Bogen; es ist ein ganz moderner Bau und seine Herstellungskosten beliefen sich auf 14.300 Fr. pro Meter.

Das unterirdische Gewölbe von Lubine ist in fortlaufender Kurve (Radius 800 m bis 820 m).

Es wurde ebenfalls gleichzeitig an beiden Enden mit Sohlenstollen begonnen; infolge des ständigen Gefälles erreichte das Gewölbe in der Richtung von Saales keine 300 m. Es wurde im Juni 1924 begonnen und im Jahre 1927 fertiggestellt, d. h. mit einem täglichen Fortschritt von 3 m auf jeder Seite und mit Hilfe von 200 Arbeitern. Dieser Durchbruch erforderte die Abfuhr von 96 000 cbm Geröll und hat ca. 10 000 Fr. pro Meter gekostet.

Das Viadukt von Colroy ist 85 m lang, 15 m hoch, hat 6 Bogen und kostet ca. 8200 Fr. pro laufender Meter.

Die Brücke über die Meurthe bei St-Dié ist ca. 75 m lang, hat 3 elliptische Bogen von 16 m und die Erstehungskosten beliefen sich auf 16 000 Fr. pro lauf. Meter. Von den 9 zwischen Rothau und St-Dié gebauten Stationen sind namentlich jene des oberen Breuschtales besonders wirkungsvoll durch ihre anmutige Bauart. Die Linie ist in zwei Abschnitten dem Betrieb übergeben worden: die Strecke Saint-Dié—Provençères am 20. August 1923

durch provisorische Inbetriebnahme durch die Ostbahn. Bei der Eröffnung der Strecke Provençhères—Saales (22. Oktober 1928) wurde die ganze Linie den elsass-lothringischen Bahnen übergeben; die ganze Strecke Strasbourg—St-Dié misst 86,5 km.

Die feierliche Eröffnung der Linie durch Ministerpräsident H. Raymond Poincaré gab Anlass zu einer grossen patriotischen Kundgebung zu Ehren Frankreichs und seines hervorragenden Vertreters seitens der dem Vaterland so ergebenen Bevölkerung des Breuschtals.

Da die neue Bahnlinie Strasbourg—Saint-Dié die Verbindung mit den berühmten Kurorten von Vichy, Vittel usw. herstellt, ferner mit der Bourgogne und dem Massif Central, so wird sie regelmässig nicht nur von den Badegästen benutzt, sondern auch — namentlich Sonntags — von zahlreichen Ausflüglern und Sportfreunden. Ja! sie gehört nunmehr zu den meistbenutzten und malerischsten Bahnen unseres Netzes.

Die Linie St-Dié—Markirch.

Das seit 1867 festgelegte Projekt dieser Linie, die berufen ist, den anliegenden Gegenden grosse Dienste zu leisten, verbindet Paris mit Schlettstadt—Colmar, von Calais mit Basel über Lille—Charleville—Longuyon—Nancy—St-Dié war ebenfalls vorgelegt als eine geeignete Verkehrsader zwischen Epinal und Strassburg über Schlettstadt.

Die Linie St-Dié—Markirch, deren Herstellung am 10. Mai 1933 beschlossen wurde, zweigt von der Strassburger Linie bei der Haltestelle von Lesseux (ca. 12 km von St-Dié entfernt) ab, folgt ungefähr während 3 km dem Laufe des Baches «Le Bleu», und nach der Durchfahrt durch einen 6865 m langen Tunnel durch die Vogesen mündet sie ins Lebertal, wo sie sich an die Linie Schlettstadt—Markirch anschliesst, etwa 2 km weit vom jetzigen Bahnhof Markirch. Sie wird somit eine Länge von 11945 m haben mit Gefällen unter 18 m/m und Kurven mit einem Radius über 400 m.

Der Tunnel ist das wesentlichste Baustück der Linie. Mit einem Gefälle von 1 m/m in der Richtung von St-Dié auf 935 m und von 14 m/m auf der Markircher

Seite auf der übrigen Länge, geradlinig mit Ausnahme von 470 m (Markircher Seite), worin eine Kurve von 500 m im Radius besteht, erreicht er den Maximalhöhenpunkt mit 438,58 m.

Diese Bahnlinie wird den Bau eines Bahnhofs in Lusse (Richtung St-Dié) und einen neuen Bahnhof in Markirch erheischen.

Die Bohrarbeiten haben auf beiden Seiten am 27. Juni 1933 begonnen. In der Richtung nach St-Dié konnten die Arbeiten viel rascher voranschreiten, da sie durch keine Wasserinfiltrationen gehindert wurden, wie dies der Fall auf der Markircher Seite war. Die Arbeiten hatten mit der Anlegung eines Sohlenstollens begonnen, der nach und nach erweitert und ausgezimmert wurde. Unmittelbar über der Holzverschalung der Decke dieser Galerie wurde eine 2. Galerie angelegt mit entsprechender Erhöhung (1. Skizze). Dessen Decke wurde progressiv bis zur Höhe angelegt, woselbst der Bau des Tunnelgewölbes möglich wird (2. Erhöhung). Diese Wölbung bildet die Grundlage für das betonierte Mauerwerk, dessen Ringe die Stützbalken nach einander ersetzen. Der Angriff schreitet seitwärts voran durch kleine Bogenausweitungen, um den Obertheil des Profils freizulegen, sodann durch grosse Ausweitungen, welche die Freilegung des gleichzeitig im Verlauf der Arbeiten durch Stützbalken befestigten Gewölbes in Halbkreisform beschliessen.

Sodann wird die Strassenerweiterung und die Betonierung der Pfeiler des Mauerwerkes vorgenommen. Die Ausweitung geschieht durch Minen, deren Löcher mit dem Luftdruckhammer gebohrt werden.

Nur durch eine methodisch eingeteilte Organisation der verschiedenen Arbeitsstellen, die sich, wie auf beiliegendem Schema ersichtlich, auf ca. 1150 m verteilen, kann ein normales Ergebnis des beschäftigten Personals erreicht werden.

1) In ungünstigem Gelände wird ein gezimmerter Firststollen statt der Erhöhung ausgeführt. Das Geröll wird durch Schächte, die mit dem Sohlenstollen in Verbindung stehen, abgeführt.

Die Geröllabfuhr geschieht auf Kippwagen von 2 cbm für die Sohlenstollen und von 3 cbm für die andern Arbeitsplätze; dieselben werden an den unterirdischen Stellen durch elektrische Lokomotiven mit Akkumulatoren oder komprimierter Luft befördert, die Züge von 15 bis 20 Wagen schleppen 90—120 Tonnen; ausserhalb des Tunnels erfolgt die Beförderung mittelst Dampflokomotiven.

Ca. 30 Drucklufthämmer (Syst. Ingersoll-Rand) werden auf den Arbeitsstellen verwendet; sie verbrauchen je ca. 2—3000 Liter in der Minute. Die benutzte Luft ist bei 7 At. mittelst zweier Kompressoren von je 200 HP, eines Kompressors von 105 HP und eines andern von 60 HP komprimiert; sie wird dann durch 250 m/m oder 125 m/m Leitungen verteilt.

Der Verbrauch der Stahlmeissel, der Luftdruckhämmer erheischt eine Spezialschleifwerkstätte, woselbst sie nach Erhitzen in Mazoutöfen geschliffen werden. Drei Schleifapparate (Leyner) schleifen ca. 250 Meissel für jede achtstündige Arbeitszeit und pro Maschine.

Die Ventilation der Arbeitsstelle erfolgt mittelst 2 Ventilatoren (Sulzer), die von Motoren von 125 HP. in Betrieb gesetzt werden und welche die Luft mittelst Röhren von 600 mm und 1 m Durchmesser in den Tunnel ableiten.

Die Mauerarbeiten erfolgen durch Wölbungsringe von 6 m; die Betonmischmaschinen mit elektrischem Antrieb liefern $\frac{1}{2}$ cbm pro Mischung. Die Erdarbeiter-

stellen beschäftigen 3 achtstündige Arbeitsschichten, die Bogenmaurerarbeiten 1 bis 2 Baustellen, je nach Bedarf. Zweckdienliche Schutzmasken gegen Granitstaub stehen den Arbeitern zur Verfügung. Elektrische Heizkörper zum Trocknen der geölten Kleidungsstücke wurden in Nischen eingebaut für den Fall starker Wasserinfiltrationen. Es wurden Wassermengen bis zu 40 l pro Sekunde festgestellt. Auf der Seite nach St-Dié hat man die geringe Höhe des natürlichen Geländes benutzen können, um einen Lüftungsschacht von 55 m Tiefe in einer Entfernung von ca. 900 m der Tunnelausfahrt, anzulegen.

Ein Schotterwerk bearbeitet das Geröll, um es dann als Betonmaterial oder als Ballast zu verwenden.

Der Tunnel ist am 13. Juni durchstochen worden, d. h. mit einem täglichen Fortschritt von 6 m per Angriffsstelle.

Die ausgeführten Arbeiten gereichen der Firma Boric et Vandewalle in Paris zu Ehren, welche dank ihrer sachgemässen methodischen Organisation ausgezeichnete Resultate erzielt hat.

Zum Schlusse sei erwähnt, dass der Bau des Mont Cenis-Tunnels (12.849 m) von 1857—1870 = 13 Jahre gedauert hat, derjenige des Gothard (14.998 m) 9 Jahre (1872—1881), derjenige des Arlberges (10.250 m) von 1880—1883 = 3 Jahre, derjenige des Simplon (19.732 m) von 1898—1905 = 7 Jahre, derjenige des Lötschberges (14.605 m) von 1906—1911 = 5 Jahre.

CH. MINOT.

Blaubarts Turm.

Unveröffentlichte Erzählung.

(Mit einer Abbildung.)

Duftige Maiensonne lachte über den blühenden Fluren. Sie streichelte mit sachten Händen die schwellenden Knospen und glitzerte in den Fenstern des weissen Schlosses, das so vornehm und abweisend im Kranze seiner hundertjährigen Linden träumte.

Fürwahr! ein stolzes Gebäude! des alten Geschlechtes würdig, das hier seine Wurzeln hatte.

Die Freiherren von Lissenhausen waren schon im grauen Mittelalter hier ansässig.

Ein Gottfried von Lissenhausen, der « böse Gottfried », wie ihn der Volks-

mund nannte, hatte als arger Raubritter gehaust. Ein anderer Lissenhausen ruhte in heiliger Erde, wo er für seinen Glauben kämpfend, gefallen.

Die Sage erzählt, dass sein treues Weib, die schöne Sieglinde von Lissenhausen, Tag für Tag auf den Söller des Turmes stieg und Ausschau hielt nach dem Geliebten.

Sie wurde alt und grau darüber; ihr Gemüt konnte das Unabänderliche nicht fassen, und an einem lachenden Maienmorgen, während sie mit müde gewordenen Augen ins Weite schaute, nach dem Unvergessenen spähend, nahm der barmherzige Gott ihre treue Seele in Gnaden auf.

Der Turm, wo dies geschah, steht noch; er hat die alte Burg überlebt, die einst in stattlicher Pracht das Land beherrschte.

Verwittert, moosbewachsen, verbirgt er sich in dem entlegensten Winkel des Parkes, unter düsteren Tannen.

Die Volksstimme nennt ihn «Blaubarts Turm», und wer nächtlich an der Parkmauer vorüberstreift und im fahlen Sternenlicht den Söller durch die dunklen Aeste schimmern sieht, beschleunigt seinen Weg.

Sieglinde von Lissenhausen ruht seit Jahrhunderten unter der Erde. Neue Geschlechter sind herangewachsen, haben das weisse, luftige Schloss erbaut: die Edelfrauen von Lissenhausen sind dem alten Turme treu geblieben, bis ein schreckliches Verhängnis die letzten von ihnen traf.

Von ihrem traurigen Schicksal will ich euch heute berichten, sagenhaft wie aus alten Zeiten klingend, und doch so furchtbar wahr, wie es die Grossmütter, die es miterlebt haben, an langen Winterabenden, in den Spinnstuben von Lissenhausen, der lauschenden Jugend erzählen.

.....

.....

Lissenhausen ist ein schmuckes Dörfchen, zwischen waldige Hügel eingebettet.

Alle Menschen kennen einander. Der Nachbar weiss um des Nachbars Sorg' und Müh'; er trauert und freut sich mit ihm. Die Hände sind hilfbereit, wie die Herzen dieser einfachen Leute, die seit Menschengedenken auf der Scholle sitzen, und in diesem weltabgelegenen Tal sich ein kindliches Gemüt bewahrt haben.

In den Strassen des Dorfes trifft man zuweilen ein altersgebücktes Weiblein. Weisses Haar umrahmt das feine Antlitz, das noch die Spuren einstiger Schönheit trägt. Aber die Augen flackern unet, die Hände zittern, die Lippen bewegen sich in lautlosem Murmeln. Wo sie vorübergeht, hören die Kinder auf zu spielen, und die Eltern schauen voll Mitleid der gebrechlichen Gestalt nach.

Es ist das letzte Fräulein von Lissenhausen: nachtaufangen, träumt ihr Gemüt einsam dem erlösenden Tod entgegen.

Annemarie von Lissenhausen war einst, in der Blüte ihrer achtzehn Jahre, ein lebensfrisches, wonniges Geschöpf.

Die Mutter hatte sie nie gekannt. Sie war ein kaum zum Leben erwachtes Kind, als das furchtbare Unglück geschah, welches den Vater zu einem schwermütigen, menschenfeindlichen Manne machte.

Die junge Frau, welche Franz von Lissenhausen sich in sein weisses Schloss geholt hatte, war ein träumerisches, weiches Gemüt.

Bald nach ihrem Einzug in Schloss Lissenhausen hatte sie, im verborgenen Winkel des Parkes, Sieglindens Turm entdeckt.

Seine romantische Lage, die Sage, die ihn umwob, hatten ihrem Sinn gefallen, und bald war er ihr Lieblingsaufenthalt geworden.

Stundenlang konnte sie auf dem Söller stehen und in das lachende Land hinausträumen, oder sie sass im Rundsaal, wo an kühlen Tagen, in dem mächtigen Kamin, ein lustiges Feuer prasselte.

Und eines Tages, — Annemarie war noch nicht ein Jahr alt, — geschah das furchtbare Unglück.

Die Freifrau hatte das Kind der Obhut der treuen Amme anvertraut, und hatte, wie so oft, den alten Turm im Park aufgesucht.

Im Schloss floss das Leben sorglos weiter. Der Freiherr sollte erst gegen Abend von der Jagd zurückkehren, die Dienerschaft ging ihrer Arbeit nach. Niemand vermisste die Herrin, die oft halbe Tage lang ausblieb.

Nur die Amme konnte ein Unruhegefühl nicht unterdrücken. Sie hatte vergebens auf die junge Mutter gewartet, die das Kind abends stets selbst besorgte und hatte es schliesslich allein zur Ruhe gebracht. Es war Abend geworden.

Langsam hatte sich Stern um Stern an dem frühdunklen Herbsthimmel entzündet.

Als der leichte Jagdwagen, welcher den müden Jäger nach Hause brachte, an der Freitreppe vorfuhr, war die junge Frau noch immer nicht ins Schloss zurückgekehrt.

Böses ahnend, eilte der Freiherr, von den Dienern gefolgt, durch den dunklen Park dem Turm zu.

Lichtlos und schweigend schmiegte sich dieser in die weichen Tannen.

Unwillkürlich stockte ihr Schritt, in ahnender Angst.

Einen Augenblick nur; schon rüttelte der Freiherr an der Tür.

Sie war unverschlossen und gab unter seinem kraftvollen Griff nach.

— Lieselotte! —

Keine Antwort.

Er tastet sich im Dunkeln vorwärts. Sein Fuss stösst an etwas weiches. Er bückt sich: es ist ein lebloser Körper!

— Lieselotte! —

Schon kniet er neben ihr, und im Licht der Laterne, welche der herbeieilende Gärtner emporhält, blickt er in ihre gebrochenen Augen.....

Franz von Lissenhausen konnte sich später nie mehr erinnern, wie sie die leblose Gestalt durch den nachdunkeln Park ins Schloss hinübertrug, konnte sich nie mehr besinnen, was die folgenden Stunden, die folgenden Tage brachten.

Der herbeigerufene Arzt hatte der Toten einfach die Augen zugeedrückt. Aus seinen Worten klang eines heraus:

— Das Genick gebrochen! —

Diese harten Worte sollten jahrelang in seiner Seele nachklingen, und immer wieder an der Wunde reiben.

Einmal noch, ein einziges Mal, war er in den Turm zurückgegangen, — die junge Frau ruhte schon wochenlang in der herbstfeuchten Erde — er hatte dort stundenlang, in grübelndem Schmerz gewühlt, hatte in massloser Empörung die Stätte verflucht, die seinem Liebsten auf dieser Welt zum Verhängnis geworden.

Als der Abend seine grauen Schatten hinter die alten Bogenfenster malte, trat er hinaus, ein gebrochener Mann. Er schloss die Türe ab, nahm den Schlüssel zu sich und betrat nie mehr den Turm.

Verlassen, verfermt, spannen sich die alten Mauern in ihre grüne Einsamkeit ein. Kein Menschenlaut störte die Stille, die das Geheimnis des Turmes umwob.

Wie war das Unglück geschehen? Ewig ungelöste Frage!

Die junge Frau musste die Wendeltreppe heruntergestürzt sein und hatte sich im Fallen das Genick gebrochen.

So wurde der Unfall allgemein ge deutet.

Aber die alten Mauern umschlossen trotzig zäh ihr Geheimnis und hielten es fest.

Jahre waren vergangen. Aus dem lebensfrischen Mann war ein düsterer, menschenfeindlicher Greis geworden.

Ohne die treue Fürsorge ihrer Amme wäre Annemaries Kindheit einsam und liebeleer gewesen.

Sie erwachte erst zum Leben, als der Vater sie, mit 7 Jahren, aus dem Hause gab, in das « Sacré-Cœur », in welchem schon ihre Mutter ihre Erziehung genossen. Hier entfaltete sich die zarte Menschenknospe zur lieblichen Blüte.

Bis zu ihrem achtzehnten Jahre weilte sie in dem stillen Haus, das ihr zur zweiten Heimat geworden.

Von der mütterlichen Fürsorge der Schwestern umhegt, vermisste sie kaum das düstere Vaterhaus, welches ihr, die langen Jahre hindurch, sogar während der Ferienzeit verschlossen blieb.

Der Freiherr reiste in der Welt umher, schickte reiche Geschenke, kurze Berichte, in denen nie ein wärmerer Ton mitklang.

Von ihrer Mutter wusste Annemarie nur, dass sie in der Blüte ihrer Jahre verunglückte; über die näheren Umstände breitete das liebende Mitleid der sie Umgebenden seinen wohlthuenden Schleier aus.

So war sie zur Jungfrau herangewachsen und schaute in der Vollkraft ihrer achtzehn Jahre mit klaren, hoffenden Augen in die Welt.

Da geschah es, dass ihr Vater, des langen Reisens müde, und sich seiner Vaterpflichten erinnernd, sie nach Hause zurückrief.

Es war ein köstlicher, strahlender Maientag, als Annemarie, zum ersten Mal wieder, den Fuss auf heimatlichen Boden setzte. Das weisse Schloss lachte in der Sonne, ihr junges Herz lachte in ihrer Brust; ringsum

war knospendes Treiben, schwellendes Leben.

Das Schloss lachte aus allen seinen Fenstern, aber Annemarie fühlte sich unfrei in den hohen Sälen, welche, trotz der prunkvollen Einrichtung, so sonderlich leer und seelenlos erschienen. Die Gegenwart des Vaters beengte sie; ihr sonniges Gemüt verschloss sich vor diesem düsteren Blick, der sie so oft umfing. Sie konnte ja nicht ahnen, wie sehr sie der teuren Verstorbenen glich, und wie ihre köstliche blonde Schönheit längst begrabenen Schmerz und Bitterkeit aufwühlte.

So wurden aus ihrem gemeinsamen Leben zwei Einsamkeiten: der Freiherr hatte seine Jagd, seine Bücher; das junge Mädchen hatte seine Träume und Gottes freie und schöne Natur.

Sie konnte stundenlang im Park umherstreifen; immer Neues entdeckte ihr junges, begeistertes Herz.

Der Park mit den weissen Schwänen auf dem schilfumwachsenen See, der verwilderte Park mit dem traumwobenen Turm, war ihr Märchenland geworden.

Der Turm!

Als sie ihn im Gewirr der Büsche, unter den dunklen Tannen entdeckte, hatte er, in seinem Dornröschenzauber, einen sonderbaren Reiz auf ihr kindliches Gemüt ausgeübt.

Immer wieder zog es sie machtvoll dahin, und leise regte sich der Wunsch, die verschlossene Tür zu öffnen, und das Geheimnis, das er barg, zu entdecken.

Als ihr, an einem Regentag, an dem sie müssig in der Bibliothek des Schlosses in der Familienchronik stöberte, die wundersame Geschichte der Sieglinde von Lissenhausen in die Hände fiel, wurde dieser Wunsch eine Notwendigkeit.

Sie « musste » den geheimnisvollen Turm erforschen, «Blaubarts Turm»!

wie sie ihn nannte, wenn sie mit ihrem Wunsche Zwiesprache hielt.

So spielte sie mit diesem verbotenen Gedanken, bis der leise Wunsch eine Begierde wurde, zu deren Erfüllung nur ... der Schlüssel fehlte.

Der Schlüssel zu «Blaubarts Turm»!

Sie stöberte in alten Kästen, versuchte alle Schlüssel, die sie dabei entdeckte, bis eines schönen Tages, als sie ihren Plan schon fast aufgeben wollte, der Zufall ihr den richtigen Schlüssel in die Hände spielte.

In der Bibliothek des Schlosses stand auf einem der höheren Regale ein altertümliches Kästchen, aus zierlich geschnitztem Holz. Es war kein Schloss daran und musste, ohne Zweifel, durch eine Feder geschlossen sein.

Annemarie hatte es oft in der Hand gehabt und spielend nach dem Geheimnis des Verschlusses gesucht.

Eines Tages wollte sie sich von einem höher gelegenen Schaff ein Buch herunterholen. Auf der beweglichen Leiter stehend, entglitt der schwere Band ihren unbeholfenen Händen, stieß im Fallen an das Kästchen, riss es mit, und siehe da! beim Aufschlagen auf dem Boden, sprang der Deckel auf: in dem geöffneten Kästchen lag ein sonderbar geformter, künstlich gearbeiteter Schlüssel.

Mit einem Satz war Annemarie unten und hielt den Schlüssel in bebenden Händen.

— Blaubarts Schlüssel! — jubelte sie!

In ihrer Hast gab sie sich kaum die Mühe, wieder Ordnung zu schaffen.

An der kunstvollen Truhe war ein Stück Schnitzwerk abgebrochen; sie verbarg alles hastig in einen dunklen Winkel und eilte auf ihr Zimmer, um den kostbaren Schlüssel in Sicherheit zu bringen.

Aus dem Dorf klangen die Mittagsglocken herüber; es war zu spät, um die so heiss ersehnte Forschungsreise

zu unternehmen; sie musste sich bis zum Nachmittag gedulden.

Noch nie war Annemarie ein Mittagsmahl so unendlich lang erschienen. Wäre der Freiherr weniger gleichgültig und zerstreut gewesen, er hätte die Unruhe seiner Tochter bemerken müssen. Aber so trennten sie sich, wie gewöhnlich, nach einem kurzen «Gesegnete Mahlzeit!», und Annemarie eilte beflügelten Schrittes durch den Park, dem Ziel ihrer Sehnsucht zu.

Das Herz klopfte ihr doch ein wenig, als sie den Schlüssel in das altertümliche Schloss steckte: Gott sei Dank! er passte!

Sie musste mit beiden Händen zugreifen, um ihn zu drehen, so sehr war das alte Schlosswerk eingerostet... Aber ihre junge Kraft wurde damit fertig.

Sie steht nun in dem kreisrunden Raum, und trotz ihres frischen Mutes legt es sich beklemmend um ihre Brust.

Ihr unerschrockener Sinn schüttelt die sonderbare Beklemmung ab, doch, von einem unbewussten Instinkt getrieben, schliesst sie die Tür nicht hinter sich ab: sie lehnt sie bloss an.

Es kommt ja nie eine Seele in diesen Teil des Parkes; niemand wird sie hier suchen, und... warum soll sie es sich nicht eingestehen? — der tanzennde Sonnenstrahl, der sich durch den offenen Türspalt stiehlt, das leise Summen der lichttrunkenen Mücken, beleben die Stille und Einsamkeit und erhöhen ihren Mut.

Sie schaut sich um.

Wie sonderbar! Dieser Raum musste bewohnt sein: ein Lehnstuhl, ein niedriger Tisch, weiche Sessel, zierliche Gegenstände, so wie Frauen sie gerne um sich haben, zeugen von häuslichem Walten.

Annemarie ist starr!

Auf allem liegt dicker Staub. Der Raum muss jahrelang verlassen gewesen sein.